

Nur noch Show und Nervenkitzel

Die große Zeit des Berufsboxens ist vorbei

von Max E. Ammann

Am 5. Juni muß sich Cassius Clay, dem schon die Weltmeisterschaft im Schwergewicht der Berufsboxer aberkannt wurde, vor einem texanischen Gericht verantworten, weil sich der Anhänger der Black Muslims weigerte, den Fahneid abzulegen. Wird das vermutliche Ausscheiden dieses überragenden Champions den weiteren Niedergang des Profiboxens bedeuten oder aber zu neuer Belebung führen?

Jahrzehntelang war New York die Boxhaupt-Stadt der Welt gewesen. Der Abstieg begann Mitte der fünfziger Jahre, als der amerikanische Televisiongigant CBS beschloß, keine Boxkämpfe mehr zu übertragen. Wenige Jahre später folgte mehr und 1964 schließlich ABC, die dritte der drei großen amerikanischen Fernsehgesellschaften. Dieser Verzicht von ABC, Boxen im Fernsehen zu übertragen, war das Todesurteil für das Berufsboxen. Denn bei der alles überragenden Bedeutung des Fernsehens als Promotor des Profisports ist Boxen ohne die Millionenbeträge und das Millionenpublikum des Fernsehens ein toter Profisport. Natürlich wird Boxen nicht untergehen, es wird so überleben, wie ein Ernie Terrell die 15 Runden seines Titelkampfes gegen Cassius Clay überstanden hat.

Die Kämpfe der Ranglistenboxer im Schwergewicht und Titelkämpfe in den andern Gewichtsklassen werden immer wieder einige Zehntausende mobilisieren, und Clay und seine Nachfolger im Schwergewicht werden noch auf Jahre hinaus Schlagzeilen machen. Aber genausowenig wie die immer ausverkaufte Metropolitan Opera ein Beweis für ein allgemeines Interesse an der Oper in den USA ist, so ist auch ein weltweit verfolgter Titelkampf im Schwergewicht kein Zeichen dafür, daß Boxen auf gesunden Füßen steht. Im Gegenteil. Das Desinteresse der früheren Boxfans an Nicht-Titelkämpfen ist fast vollkommen. Berufsboxen interessiert nicht mehr um des Faustfechtens willen, sondern der Publizität und des Nervenkitzels eines Titelkampfes wegen.

Die große Zeit des Berufsboxens in New York begann 1920, als die Abgeordneten des Staates New York in Albany sich endlich durchringen konnten, Boxen ohne Einschränkung zu gestatten. Denn als der erste Madison Square Garden, der später zum eigentlichen Mekka des Berufsboxens wurde, im Jahre 1874 eröffnet wurde, waren nur Schaukämpfe erlaubt, die von den gewitzten Promotern als „Illustrierte Lektionen der Selbstverteidigung“ angekündigt wurden. Neun Jahre später fand die Polizei einen Paragraphen eines alten Gesetzes, der Boxen überhaupt verbot. Später wurde Preisboxen wieder gestattet, aber vor dem Ersten Weltkrieg verbot man Knockouts und Entscheidungen erneut. So kam es, daß 1916 ein Kampf im Madison Square Garden zwischen dem damaligen Schwergewichtsweltmeister Jess Willard und Frank Moran über zehn Runden ohne Entscheidung ausgetragen werden mußte. Aber dieser Schaukampf, der heute in den Statistiken trotzdem als Weltmeisterschaftskampf geführt wird, brachte den Veranstaltern 152 000 Dollar ein und war das Signal für ein

zunehmendes Interesse am Boxen. Zwar gab es 1919 nochmals einen Rückschritt, als die Abgeordneten in Albany jegliche Art von Boxen verboten. Aber bereits im folgenden Jahr revidierten die Gesetzesmacher dieses Verdikt, und so wurde 1920 das Startzeichen für die goldene Ära des Berufsboxens in New York und damit den ganzen Vereinigten Staaten gegeben.

In den nächsten Jahren begann sich in New York eine immer größer werdende Armee von Boxfans heranzubilden. Bald waren es so viele, daß im 20 000 Personen fassenden Madison Square Garden nur noch kleinere Kämpfe ausgetragen werden konnten. Um die Massen bei wichtigeren und besonders bei Titelkämpfen unterzubringen, zog man in die Baseballstadien: ins Yankeeestadion, in die Polo Grounds oder zu Boyle's 30 Acres in Jersey City. Als man 1925 einen neuen Madison Square Garden baute (der dieses Jahr durch einen Neubau ersetzt wird), konstruierte man ihn als Boxpalast und nahm in Kauf, daß man zum Beispiel bei Leichtathletikmeetings von über der Hälfte der Sitze nur die Gegenseite der Holzbahn sehen kann.

Wie in New York wurde Boxen auch im Westen und Süden populärer. Die beiden Dempsey-Tunney-Kämpfe zum Beispiel, die in Chicago (1927) und Philadelphia (1926) ausgetragen wurden, brachten 120 000 respektive 105 000 Zuschauer in die Stadien – die Einnahmen an der Abendkasse betragen 2,6 Millionen respektive 1,9 Millionen Dollar. Aber die Boxbegeisterung beschränkte sich nicht auf die Titelkämpfe. Überall im Lande gab es Woche für Woche die traditionellen Montag-, Mittwoch- oder Freitag-Nacht-Kämpfe, die hoffnungsvollem Nachwuchs Gelegenheit gaben, sich gegen Ranglistenboxer zu bewähren. Dazu organisierten Hunderte von kleinen Boxklubs Aufbaukämpfe für ihre Mitglieder, meist auf lokaler Ebene. Und das Publikum war interessiert. Es kam zu diesen Klubkämpfen, zu den Mittwoch-Nacht-Fights, und Titelkämpfe waren Festtage.

In New York füllten jeden Freitagabend 15 000 Zuschauer den Madison Square Garden. An der Ringseite saßen die Journalisten, die Schauspieler und die Politiker. Aber die eigentlichen Fans waren die Arbeiter und die Slumjugend, für die Boxen oft der einzige Ausweg aus dem Elend war. Jeder Stadtteil New Yorks hatte seine Boxidole: Sugar Ray Robinson kam aus Harlem; Rocky Graziano von der unteren Ostseite, Jack La Motta aus der Bronx, andere aus Brownsville, Greenwich Village, Hell's Kitchen. Zu dieser Begeisterung für lokale Helden kam der Heimatstolz. Vor allem die irischen und italienischen Einwanderer erschienen in Scharen, um ihre Landsleute kämpfen und siegen zu sehen.

Dann kam anfangs der fünfziger Jahre das Fernsehen. ABC übertrug jeden Montag einen Kampf, CBS jeden Mittwoch und NBC jeden Freitag. Nicht nur aus New York, sondern von dort, von wo man sich den besten Kampf versprach. Der Madison Square Garden verlor seinen Nimbus: er war nicht mehr das Mekka des Berufsboxens, sondern nur noch einer der vielen Sportpaläste. Auch das Image der Boxer änderte sich. Es waren nicht mehr die lokalen Größen aus Harlem, Greenwich Village oder der Lower East Side. Die Boxer wurden typisiert: Hurrican Jackson war der Dumme; Chuck Davey der Schläger; Vince Martinez das Sexidol. Auch die ethnischen Gruppen änderten sich. Es gab weniger Iren, Italiener, Juden – dafür Neger und Puerto Ricaner. Und diese hatten nicht das gleiche Interesse an ihren Leuten im Ring.

Die lokalen Boxklubs, wo die Slumjugend das Boxhandwerk lernen und die ersten Aufbaukämpfe bestreiten konnte, schlossen ihre Pforten, sie konnten gegen die freien Kämpfe auf der Mattscheibe nicht konkurrieren. Von den über 30 sehr aktiven kleinen Klubs, die nach dem Krieg in New York bestanden hatten, blieben nur deren zwei übrig.

Dann ließ das Fernsehen das Boxen fallen. Abgesehen von wichtigen Titelkämpfen gibt es im amerikanischen Fernsehen kein Boxen mehr zu sehen. Zwei Gründe waren dafür verantwortlich: Einmal ließ das Interesse der Zuschauer nach. Das blieb natürlich den Großfirmen, die Werbespots bezahlen, nicht verborgen, und so wurde es für die TV-Gesellschaften immer schwieriger, Interessenten für diese Werbespots, die die einzige Einnahmequelle für Übertragungen sind, zu finden. Der zweite Grund, vor allem für den Rückzug von CBS, war der schlechte Status des Boxens Mitte der fünfziger Jahre. CBS und die anderen TV-Gesellschaften wollten nicht mit den oft sehr innigen Verbindungen von Boxpromotern zur Unterwelt und den damit verbundenen Skandalen und Untersuchungen in Zusammenhang gebracht werden, und auch die Werbespot-Inserenten wollten ihre Produkte nicht in einem Programm anpreisen, das mit Ringtod, Bestechungen und Vor-dem-Kampf-Abmachungen gebrandmarkt war.

Die wenigen Titelkämpfe, die seither weltweit übertragen wurden, gelten nicht als sportliches, sondern als aktuelles Show-Ereignis. Sie geben zwar den daran beteiligten Boxern, Trainern, Managern und Promotern sechs- bis siebenstellige Dollareinnahmen, aber dem Berufsboxen als Sport hilft das nicht. Heute ist Berufsboxen dem Zirkus gleichzusetzen. Entweder der einzelne schafft es, als Spitzenboxer im Zirkus der Ranglistenkämpfe um die großen Börsen zu kämpfen, oder er sucht sich besser einen zivilen Beruf. In den ersten Nachkriegsjahren (noch ohne Fernsehen) konnte ein Durchschnittsboxer in einem Hauptkampf eine Börse von 10 000 Dollar mit nach Hause nehmen. Während der Televisionsjahre war es vielleicht noch die Hälfte, und heute muß er froh sein, wenn er für einen Hauptkampf 1500 Dollar erhält, wovon die Hälfte an Trainer und Manager gehen. Um so eindrucksvoller sind dafür heute die Börsen der Boxer, die um die Weltmeisterschaftstitel kämpfen. Floyd Patterson zum Beispiel erhielt für einen einzigen. Kampf, den im Jahre 1962 gegen Liston, über 2 Millionen Dollar. Dieser Betrag ist höher als das gesamte Einkommen von Rocky Marciano oder Ezzard Charles aus ihren Titelkämpfen, die nicht übertragen wurden.

Die Gründe für diesen verhängnisvollen Weg des Berufsboxens in einen isolierten Spitzenboxer-Zirkus ohne Basis liegen vielleicht darin, daß Boxen als wahrscheinlich einzige in aller Welt ausgeübte Sportart keinerlei weltweite Gesetze kennt. Die Macht der World Boxing Association ist gleich Null – die einzige gesetzesmäßige Regulierung des Berufsboxens kommt von den Sportkommissionen der einzelnen Bundesstaaten der USA sowie der einzelnen Länder. Die mächtigste Kraft ist die Sportkommission des Staates New York, in deren Bereich der Madison Square Garden liegt, wo bis Anfang der fünfziger Jahre praktisch sämtliche wichtigen Kämpfe ausgetragen wurden. Durch dieses Fehlen einer allgemein anerkannten Weltboxbehörde gibt es keine Garantie, daß ein qualifizierter Boxer wirklich seine Chance erhält oder daß der Champion in regelmäßigen Abständen seinen Titel gegen würdige Gegner verteidigt. Es gibt auch keine allgemein gültigen Unfall- oder Sicherheitsvorkehrungen und auch keine Standard-Boxregeln.

Mit mehr oder weniger flexiblen State-Sportkommissionen im Hintergrund ist das Boxgeschäft eine Angelegenheit von privaten Interessen. Das waren früher größtenteils

Manager, Trainer und Promoter mit Bindungen zur Unterwelt. Die Gründe für das Interesse der Unterwelt am Boxgeschäft lagen, vereinfacht gesagt, darin, daß ein Boxer, sofern er Erfolg hatte, eine reiche Geldquelle war. Ein Risiko bestand kaum, denn blieb der Erfolg aus, ließ man ihn gnadenlos fallen. Das Angebot an hungrigen Boxern aus den Slums war so groß, daß nicht viel Geld in einen Boxer investiert werden mußte, bis man ihn zum erstenmal testen – und im negativen Falle – fallenlassen konnte. Heute ist der Nachschub dünner geworden, vor allem, weil garantierte Minimumlöhne, soziale Leistungen und Jungenprogramme den Hunger der Slumjugend nach boxerischem Ruhm und Reichtum gedämpft haben. Darum hat auch das Interesse der Unterwelt nachgelassen. Joe Frazier zum Beispiel, der hoffnungsvollste der jungen Schwergewichtler, wird von einer respektablen Gruppe wohlhabender Geschäftsleute unterstützt und langsam auf größere Aufgaben vorbereitet. Dieser Prozeß dauert ein bis zwei Jahre, ohne daß der Boxer viel Geld einbringt. Das ist ein langfristiges Risiko, das die schnellrechnende Unterwelt nicht eingehen würde.

Auch Clay war von einer solchen seriösen Gruppe gemanagt worden, bevor die Black Muslims nach Ablauf seines Vertrages dazwischentraten. Clays zehn Weltmeisterschaftskämpfe haben dem Boxsport ebenso geschadet wie genützt. Sein Blitz-K.-o. im Rückkampf gegen Sonny Liston hat dem Boxsport viele neue Gegner eingebracht. Aber die darauffolgende Siegesserie gegen praktisch jeden möglichen Gegner aus der Schwergewichts-Herausfordererliste hat weltweites Interesse erregt und, da keiner der Kämpfe zweifelhaft war, dem Ansehen des Boxens geholfen.

Aber mit seiner Weigerung, in die amerikanische Armee einzutreten, hat er den Boxpromotern doch einen großen Gefallen getan. Denn Clay war ein zu guter Boxer geworden und viel zu überlegen, als daß man mit ihm noch viel Geld hätte verdienen können – die Gegner hätten gefehlt. Seine „unpatriotische“ Haltung war ein willkommener Vorwand, ihm seinen Titel wegzunehmen. Wäre er Soldat geworden, hätte man das wahrscheinlich nicht gewagt. Die kommenden Ausscheidungen zur Ermittlung seines Nachfolgers werden, da tatsächlich die besten acht Boxer ausgewählt wurden, das weltweite Interesse am Leben halten. Zu beanstanden ist einzig, daß acht Boxer als Kandidaten bestimmt wurden, statt nur deren vier. Denn bei acht Boxern sind sieben Kämpfe notwendig, bis der neue Weltmeister ermittelt ist – es kann also Februar 1968 werden, bis wir wissen, wie der neue Champion im Schwergewicht heißt.

Von den acht Kandidaten sind vier, nämlich Floyd Patterson, Ernie Terrell, George Chuvalo und Karl Mildenerger bereits von Clay geschlagen worden. Aber alle, mit Ausnahme von Chuvalo, verdienen aus verschiedenen Gründen eine weitere Chance. Von den vier Newcomers ragt einzig der Olympiasieger von Tokio, Joe Frazier, hervor. Er scheint von allen Kandidaten das größte Potential zu besitzen, und es mag sein, daß er als neuer Weltmeister hervorgeht. Die restlichen drei, Oscar Bonavena, Thad Spencer und Jim Ellis sind zwar die nächsten der Rangliste, aber keiner drängt sich als Herausforderer auf. Der große Abwesende ist Sonny Liston, der wahrscheinlich neben Clay noch immer der stärkste Boxer der Welt ist.

Es mag sein, daß gerade diese Ausscheidungskämpfe die Art von Boxen bringen, die notwendig ist, um dem Boxen wieder Aufschwung zu geben. Der kürzliche Titelkampf zwischen Nino Benvenuti und Emile Griffith im Mittelgewicht war ein solcher Kampf gewesen. Weitere sind notwendig, um dem Boxen, das ein aufregender und interessanter

Sport sein kann, wieder etwas auf die Beine zu helfen. Aber an der Tatsache, daß die goldenen Zeiten endgültig vorbei sind, wird das kaum etwas ändern.

Max E. Ammann

DIE ZEIT, 02.06.1967 Nr. 22